

Ode an Stéphanie

Und letzten Endes was? Ich war nach Ruanda gereist, um die sterblichen Überreste meiner Schwester und ihrer Kinder zu finden. Ich hatte wirklich gehofft, sie diesmal zu finden, der Weg schien gangbar. Ich bin unverrichteter Dinge zurückgekommen. Werde ich den Mut aufbringen, weiterzumachen? In dem Moment, in dem ich die Frage formuliere, kenne ich die Antwort schon: Ja, natürlich werde ich bis ans Ende gehen. Ich werde nach wie vor alles versuchen, aber es zermürbt einen so sehr. Wie lange denn noch, mein Gott? Warum sagen sie nicht die Wahrheit? Doch, ja, zumindest Pierre hat geredet, ich darf nicht ungerecht sein ... Aber es gibt so viele Wahrheiten, und ich kann sie nicht mehr von den Lügen unterscheiden. Ich glaube, was Pierre gesagt hat, aber Étienne glaube ich nicht. Und wenn der nun doch die Wahrheit sagt? Wenn er wirklich nichts getan hat, gar nicht an den Morden beteiligt war? Und Karaha auch nicht? Dann sollen sie's doch sagen! Sie sollen endlich auspacken, die ganze Wahrheit, auch das kleinste Detail offenbaren, an das sie sich erinnern, und sei es noch so winzig, harmlos, noch so ... Und Thomas, Dereva, Justin

und seine Frau, all die einstigen Nachbarn meiner Schwester, die bestimmt das eine oder andere wissen, die aber den Mund nicht aufmachen wollen! Warum nicht? Warum nicht, habe ich nach zwölf Jahren meine Forderungen doch auf das Mindestmaß reduziert. Ich erwarte nicht mehr, dass Gerechtigkeit geübt wird, ich will ja nicht mal mehr wissen, wer sie umgebracht hat oder wie sie un kamen, von keinem verlange ich mehr Rechenschaft. Ich will einfach nur ein Grab haben, eine menschliche Ruhestätte für meine Schwester, meine Stéphanie, ihre Nachbarinnen und alle ihre Kinder.

Ich will sie aus den Fäkalien rausholen. Ihnen in ihrem Tod ein menschliches Gesicht geben. Um daran zu erinnern, dass sie Mütter waren, Lehrerinnen der Kinder des Viertels, Hutu und Tutsi gemeinsam. Dass ihre Kinder »nur« Kinder waren. Den Tod haben sie nicht verdient, nun verdienen sie wenigstens eine würdige Ruhestätte, jetzt. Étienne, Thomas, Dereva, ihr Scheißnachbarn, ist das zu viel verlangt?

Und du, meine liebe Schwester Stéphanie, was machst du in der Zwischenzeit? Du wartest ohnehin schon so lange – denk zurück an unseren schwarzen Humor, den schick ich dir jetzt sogar in deinen Tod. In der Zwischenzeit denke ich so sehr, so oft an dich. Von den Momenten, in denen ich nicht an dich denke, weiß ich übrigens gar nicht viel. Ich träume davon, dass ich wieder zu einer Familie gehöre, mit vielen Vorfahren, unendlich groß, mit Onkels und Cousins, mit Müttern im Plural, weil bei uns auch eine Tante Mutter heißt. Eine Familie, und sei sie noch so künstlich, damit wir wieder eine Geschichte weben können, die auf der Erinnerung an die Unsrigen gründet, auf unseren

238

seit jeher überlieferten Erzählungen, auf unserem Glauben und unseren Gewohnheiten, auf den gerösteten Erdnüssen für den ersten Gast, dem von unserem Vater, dem Prediger, gebrauten Bananenbier. Eine Familie, die auf den fröhlichen Sonntagen mit Innocent gründet, der, in traditionellem Gewand, die Arme ausbreitet und mit der Eleganz eines Vogels tanzt, göttlich tanzt wie Muragwa, sein Vorfahr, der Tänzer am einstigen Königshof. Wieder Verbindungen knüpfen, eine Vergangenheit schaffen. Denn, wenn wir auch wissen, woher wir kommen, müssen wir doch herausfinden, wohin wir gehen.